3. Beilage zu Nr. 261 des General-Anzeiger für Halle u. den Saalkreis.
Sonntag den 5. November 1905.

Reisekoffer ✣ Reisetaschen ✣ Reisekörbe. Solide Fabrikate! Aussergewöhnlich billige Preise! Hermann Röschel, Leipzigerstr. 40. — Rabatt-Spar-Verein.

Sergei Julitsch Graf Witte hat als russischer Ministerpräsident ein neues Ministerium gebildet, welches die neue, vom Zaren bewilligte Konstitution verwirklichen soll. Witte selbst wurde am 17./29. Juni 1849 zu Tiflis geboren. Er ist der Mann, der die Geschicke Rußlands der letzten Zeit geleitet hat, und er verfügt über Eigenschaften, die ein solcher Mann in Rußland haben muß: er ist ein fester Charakter und tüchtiger Diplomat. Augenblicklich richtet sich auf Witte nicht nur das Auge Rußlands, sondern das der ganzen Welt. Die ihm gestellte Aufgabe ist die dankbarste, die einem arbeitsfreudigen Staatsmann gestellt werden kann. Ihm zur Seite steht der bisherige Leiter der auswärtigen Politik Rußlands Graf Lamsdorff, der wieder das Ressort des Auswärtigen übernommen hat. Graf Lamsdorff entstammt einem baltischen Geschlecht und ist unvermählt. Er ist bei aller Nüchternheit, die ihn kennzeichnet, ein Mann von feiner Bildung und sehr verbindlichen Umgangsformen. Verkehrsminister ist Fürst Chilkow, der seit dem Jahre 1894 an der Spitze des russischen Verkehrsministeriums steht. Er blickt auf ein reichbewegtes Leben zurück. Ursprünglich Offizier, ging er später nach Amerika und trat als einfacher Heizerhilfe in den Eisenbahndienst ein. In Rußland begann er dann seine neue Laufbahn als Lokomotivführer. Admiral Birilew ist das Marineministerium übertragen. Er hatte es übernommen, die nahezu vernichtete und innerlich zerrüttete russische Marine zu reorganisieren und durch rücksichtslose Strenge den Dienstbetrieb wieder in geordnete Bahnen zu lenken.

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

„Wie denken Sie über Rußland?" — Bettelmungen und Hoffnungen. — Der Besuch des Königs Alfons von Spanien. — Reges Leben am Kaiserhofe. — Fürst Leopold zur Lippe. — Die Antrittsvorlesung Professor Peabodys. — Frauen-Universität und Frauenklub. — Die Gustav Adolf-Festspiele.

„Wie denken Sie über Rußland?" — — wenn früher in dem gleichnamigen hübschen Molièreschen Lustspiel diese Frage gestellt wurde, dann lachte man gern ob der drolligen Antworten und der sich anknüpfenden übermütigen Szenen, gar anders aber klangen Frage und Antwort während der letzten Wochen. Da ward manche Stirn in finstere Falten gezogen, und aus manchem Wort drangen Unmut und Sorge hervor. „Jener weitere Tag bei diesem politischen Gewitterhimmel bedeutet für uns Millionen an Verlust", meinte einer unserer ersten Finanzmänner, „wir glauben nach zuverlässigen Berichten ja nicht, daß es zum äußersten kommt und daß die Revolution endgültig siegen wird, es ist viel Stoßseufzer dabei, das schnell aufflackert und ebenso schnell wieder verglimmt, aber diese Ungewißheit beeinflußt auf das lähmendste Handel und Wandel." — Seitdem Lokomotiven auf den Exerzierwegen rollen und Dampfer die Fluten durchfurchen, ist es noch nicht dagewesen, daß zwei mächtige Nachbarstaaten, die in vielem aneinander angewiesen sind, getrennt waren voneinander wie durch gewaltige eherne Schranken, daß der Verkehr gänzlich stockte und auch nicht ein Brief, ein Paket auf dem gewohnten Wege über die Grenze befördert werden konnte. Desto erleichterter und froher atmete alles hier auf bei der Verkündung des Verfassungsmanifestes des Zaren, hofft man doch sicher, daß sich bald nun die erregten Wogen beruhigen und im russischen Reiche wieder geordnete, ruhige Verhältnisse zurückkehren werden, zum Heile des schwergeprüften Staates und auch in unserem eigensten Interesse, das in vieler Hinsicht, namentlich in wirtschaftspolitischer, eng mit jenem des benachbarten und befreundeten Landes verbunden ist.

Wenn die düsteren politischen Wolken bleiben, so dürften sie ihre Schatten auch auf die höfischen Feste werfen, die hier in kürzester Frist gefeiert werden anläßlich des Besuches Königs Alfons von Spanien. Der junge Herrscher muß von widerstandsfähiger Gesundheit und frischester Lebenskraft sein, sonst hätte man ihm nicht die Erfüllung eines so umfassenden, langen Programms zumuten können, wie es der Fall: sieben volle Tage, teils in Berlin, teils in Potsdam, Magdeburg, Hannover, Springe verbracht, und jede Stunde von früh bis spät ausgefüllt, das ist viel für eine Woche, viel für einen König, selbst wenn er noch nicht das zwanzigste Jahr überschritten. Aber der jugendliche Monarch kann Strapazen trefflich ertragen und verliert nie darüber seinen guten Humor, das hat er in Paris und London bewiesen. Was man bisher von ihm, seinem ganzen Sichgeben, seinen Ansichten und der Durchführung derselben vernommen, nimmt sehr für ihn ein. In der schweren Hofsuit Madrids, inmitten einer streng geregelten Etikette, wußte er sich sein sonniges Temperament, seine aufrichtige Liebenswürdigkeit und Gradheit zu bewahren, ehrlich und offen in seinem Auftreten und, wie er es wiederholt bewiesen, innig teilnehmend an den Sorgen der Sorgenden, an den Leiden der Leidenden. Nie ein Spielverderber, wo ein Scherz angebracht ist, soll er von sicherer Würde bei offiziellen Gelegenheiten sein. Die deutsche Sprache, wenn auch mit gemütlichem Wiener Tonfall, beherrscht der König von früher Kinderzeit an, das verdankt er, wie so vieles Sympathische in seinem Charakter, seiner Mutter — bekanntlich eine österreichische Erzherzogin —, an welcher der Sohn mit schwärmerischer Liebe hängt. Vielleicht kann noch erwähnt werden, daß der König vollstes Verständnis dem journalistischen Berufe entgegenbringt und sich häufig mit den Vertretern der spanischen Presse in direkte Verbindung setzt, so bei den letzten Manövern, bei denen er persönlich dafür sorgte, daß die Männer von der Feder alles auf das beste aus nächster Nähe sehen konnten, und wiederum erst vor kürzester Frist, als er die Nachricht empfangen von der Strandung eines spanischen Kriegsschiffes und die der Mitteilungen harrenden Journalisten zu sich berief, um sie von den eingelaufenen Depeschen in Kenntnis zu setzen: „das ist der schnellste Weg, um das Publikum zu beruhigen, und zugleich der beste und zuverlässigste", meinte der König. Nicht wahr, das kommt uns spanisch vor . . . aber es klingt freundlich und vertrauenerweckend.

Seitdem das Kaiserpaar wieder seine Residenz im Neuen Palais, von wo aus erst nach dem Weihnachtsfest die Uebersiedelung nach Berlin stattfindet — genommen, geht's mit einem Male lebhaft zu bei Hofe, weit lebhafter als sonst um diese Zeit. Die Anwesenheit des Königs von Griechenland, die Mitte dieser Woche stattgefunden, entbehrte zu des gerüschvollen offiziellen Drumherums, sie war mehr verwandtschaftlicher Art, die Erwiderung der Begegnung unseres Kaisers mit dem Hellenenkönig auf Korfu vor wenigen Monaten. Anders wird die Sache ausschauen, wenn uns der König Karl von Portugal besuchen wird, da tritt von neuem das „große Zeremoniell" in Kraft, und in den Gemächern des Ober-Hofmarschallamtes wird's viel Arbeit geben, ehe alles bis zum I-Tüpfelchen klargestellt und bestimmt ist. Die Träume eines Hofbeamten vor solch einem gewaltigen Ereignis müssen schrecklicher Art sein, noch schrecklicher als jenes bekannte Alpdrücken mit unheimlichen Examensdurchfall — man denke nur, daß ein Prinz aus legitimem Hause ein Gegenüber bei Tafel erhalten, das einer standesherrlich untergeordneten fürstlichen Familie angehört, daß eine Exzellenzen-Dame von einem Herrn geführt wird, der nur auf die zweite Rangklasse Anspruch erheben darf, daß bei der Vorstellung eine Durchlaucht mit einer Erlaucht verwechselt ward! Unerhört all das . . . selbst im Traume!

Da wir einmal das höfische Thema angeschlagen, mag hervorgehoben werden, daß in unseren Hofkreisen angelegentlich erörtert wird, ob und wann der bisherige Graf-Regent, nunmehrige Fürst Leopold IV. zur Lippe am Berliner Hofe in seiner neuen, jetzt ein für allemal anerkannten Würde erscheinen wird, voraussichtlich erst zum Geburtstage des Kaisers. Die vornehme Zurückhaltung des Fürsten während des langen, oft so unerquicklichen Thronstreites, sein ganzes schlicht-mannhaftes Wesen in dieser kritischen Zeit, die Lauterkeit seiner Gesinnung haben hier in allen Kreisen den vortrefflichsten, gewinnendsten Eindruck gemacht und sichern ihm einen warmen Empfang bei seinem Besuche der Reichshauptstadt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich von neuem in erfreulichster Weise, welch feines Gefühl gerade die sogenannten mittleren und unteren Volksschichten für Recht und Pflicht haben und wie wenig sie zugänglich sind für geluchte und gemachte Spitzfindigkeiten, das ging in den letzten Wochen aus manch kräftigen Wörtlein und manch herzlicher Zustimmung hervor, da drang in hellen Licht nationales, wirklich nationales Verständnis und Empfinden durch.

Für internationales Verständnis, zunächst in wissenschaftlicher Hinsicht, für akademische Gegenseitigkeit von Kontinent zu Kontinent trat bereit Professor Peabody, der erste der zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten „ausgetauschten" Professoren, ein in seiner Antrittsvorlesung, die als ein Ereignis in der Chronik unserer Universität bezeichnet werden darf. Ergriff doch an dieser Stätte zum erstenmal ein ausländischer Gelehrter in der Sprache seines Heimatlandes das Wort und zählte zu seinen Hörern der deutsche Kaiser, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Aula unserer Alma mater betreten. Erwartungsvoll hatte man von jeder besonderen Feierlichkeit abgesehen, selbst Frack und weiße Binde waren verpönt, diese für ernste und geschmackvolle Menschen entsetzliche Kleidung während des Tageslichtes, und trotzdem oder wohl gerade deshalb war jene Stunde erfüllt von ernster Einmütigkeit. Ob berauschende Anregung von diesen amerikanischen Vorlesungen ausgehen wird, das läßt sich natürlich jetzt noch nicht ermessen, selbst die erfahrensten Gelehrten zucken da auf eine Erkundigung hin die Achseln, aber wenn man in diesem Falle Gedanken lesen kann, so dürfte man doch wohl auf Zweifel und Unglauben stoßen. Eins ist sicher, unsere Universität hatte einen interessanten Tag, und unsere Professoren wie Studenten sind um eine festliche Erinnerung reicher.

Das nächste Jahr schon wird unserer Hochschule andere Erinnerungen bringen, war es doch 1806, daß zum ersten Male der Plan auftauchte, eine Universität in Berlin zu begründen. Neben vielen Fürsprachen begegnete er manchen Bedenken. Stein, der an der Spitze des Ministeriums des Innern stand, war der Idee nicht günstig, er wollte dem nahen Frankfurt die dortige Universität erhalten wissen und fürchtete ferner, daß das Berliner Leben die Studenten zu sehr zerstreuen könnte — nach seiner Ansicht war Potsdam viel geeigneter als Berlin! Ungeachtet der sehr schweren Gegenströmungen begannen im Winter 1807 die vier berühmtesten Professoren Fichte, Schleiermacher, Schmalz und Wolf mit öffentlichen Vorlesungen, die auf das regste besucht wurden, und immer vertrauter machte man sich mit der Universitäts-Errichtung resp. der Verlegung der Halleschen Universität nach Berlin. Friedrich Wilhelm III. war hiermit aber nicht einverstanden, er äußerte zu einer Deputation, die ihm einen derartigen Vorschlag machte: „Das ist recht, das ist brav, der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat. Die Universität Halle nach Berlin zu verlegen, kann unangenehme Verwickelungen nach sich ziehen, es muß also vielmehr eine ganz neue Universität in Berlin gestiftet werden". Aber es vergingen noch drei Jahre, bis der Entschluß zur Tat reifte.

Ob es auch so viele Schwierigkeiten zu überwinden geben wird, ehe bei uns eine Frauen-Universität entsteht? Wir glauben nicht; denn das schwache Geschlecht hat erstaunlich viel starke Seiten, wenn es gilt, Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, um die Erfüllung bestimmter Wünsche durchzuringen! Und diese Hochschule unserer studierenden Damenwelt wird ja sehr dringlich seit Jahr und Tag angestrebt und soll auch oben, in dem bewußten Ministerium, nicht mehr so viel Gegnerschaft haben, wie noch vor kurzem. Wichtig für diese Bestrebungen dürfte es sein, daß jetzt unsere intelligente Damenwelt einen Mittelpunkt besitzt, von welchem aus ein planmäßiges Vorgehen eingeleitet und durchgeführt werden kann, und zwar den Berliner Frauenklub, der am vergangenen Sonntag sein neues, bedeutend erweitertes und verschönertes Heim in einem Hause der Kurfürstenstraße eröffnete, die Räume sind sehr behaglich eingerichtet, zum längeren Verweilen einladend, und alles ist vortrefflich geschehen, um die gar nicht so häufige Blume der Gemütlichkeit hegen zu lassen. Natür.

Eugen Freund & Co.,
Halle a. S., Leipzigerstr. 5, nahe am Markt, Souterrain, Parterre und I. Etage.
Erstes Spezial-Haus für Damen- und Kinder-Konfektion.
Günstige Kaufgelegenheit für Damen-Konfektion.
Paletots u. Jacketts v. 5 Mk. an
bis zu den elegantesten Ausführungen in schwarz und allen modernen Farben, in glatt Eskimo, Astrachan, Breitschwanz, engl. Sielplüsch, glatt u. gemust. Seidenplüsch, in echt Fell und in Fell-Imitationen. Nur neueste anliegende, lose, Bolero- u. Blusen-Formen, Sacco- u. Empire-Formen für Damen jeden Alters in allen Grössen und Weiten.
Kragen, Capes, Havelocks, Carricks, Regen- u. Reisemäntel, Abendmäntel, Kostüme, fertige Kleider, Blusen, Kostümröcke etc.
Pelz-Colliers ✣ Kinder-Mäntel ✣ Kinder-Kleider.
Wir bewilligen jetzt wegen vorschreitender Saison auf die vorgedruckten Etikettpreise bei Barzahlung 10% Rabatt, welcher Betrag sofort an unserer Kasse in bar herausbezahlt wird.
Besichtigung ohne Kaufzwang. Umtausch bereitwilligst.
Bitte die Schaufenster zu beachten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19051105042/fragment/page=0001

Auf Abzahlung!

Schuhe, Stiefel.

Winter-Paletots . . . 4 Mk. Anzahlung.
Winter-Joppen . . . 2 Mk. Anzahlung.
Winter-Anzüge . . . 5 Mk. Anzahlung.
Knaben-Anzüge . . . 1 Mk. Anzahlung.

Paul Sommer,
14 Leipzigerstrasse 14,
1. und 2. Etage.
10 Minuten vom Bahnhof entfernt.

Kinderwagen.

Möbel, Spiegel, Polsterwaren, Uhren, Federbetten, Kleiderstoffe, Damenkonfektion, Teppiche, Tischdecken, Gardinen, Portieren.

lich fehlt's nicht an einem Lese- und Bibliothekskabinet und ebensowenig an einem Billardzimmer, hier können Meinungsverschiedenheiten auf dem grünen Tische durch eine Partie Boule — Krokambologe ist wahrscheinlich wegen der . . . . Aufklärungsschwierigkeiten verpönt! — ausgeglichen werden. Vor- und Fechtfälle, wie sie in den Klubs der Pariser Cavalchwestern vorhanden sind, fehlen noch — — aber wartet nur, balde kommen sie auch! Denn es scheint mit den Frauenklubs bei uns tüchtig vorangehen zu sollen, siegt doch soeben schon wieder die Einladung zur Einweihung eines neuen derartigen Klubs in der Potsdamerstraße ins Haus. Und dieser Wettkampf wird gewißlich nicht üble Blüten zeitigen.

Einen vollen und schönen Erfolg erzielte der Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele mit der Aufführung des Otto Devrientschen dramatischen Charakterbildes „Gustav Adolf" im Neuen Opernhause. Stück wie Art der Darstellung sind ja von früher her bekannt, um einzelne hervorragende Berufsschauspieler gruppiert sich ein Kreis von sinnsundsieben und mehr Dilettanten, die aber sämtlich mit Feuer und Flamme bei der Sache sind und sich willig den Anordnungen einer verständigen Regie fügen. Auch diesmal war die Wirkung der einzelnen Bilder eine sehr starke; nicht nur die Augen kamen durch malerische Szenen zu ihrem Recht, auch das Gemüt durch die volkstümliche Dichtung und ihre packende Wiedergabe. Ganz vortrefflich waren Adolf Klein als Gustav Adolf und Frau von Hochenburger als Königin Marie Eleonore, Direktor Moest zeigte sich als geschickter Regisseur; der Abend war ein durchaus erfreulicher.

Das Geheimnis der Toten.

Kriminal-Roman von R. Mandowsky.

38] (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nun also, bitte!" Er zerrte an seinen langen Schnurrbartenden. „Hoffentlich lassen Sie sich kurz."

„Sehr kurz!" Sie richtete einen festen Blick ihrer scharfen hellen Augen auf ihn und sagte, dabei jedes Wort betonend:

„Ich wünsche, mich von Ihnen scheiden zu lassen."

Er fuhr zurück, als habe er einen Schlag erhalten.

„Sind Sie bei Sinnen, Gräfin!"

„Vollkommen! Sie können ganz ruhig sein. Es ist mein fester, wohlerwogener Entschluß."

„Der Ihnen wohl in der letzten halben Stunde erst gekommen ist."

„Sie irren, wenn Sie das glauben. Während meiner Krankheit hatte ich Muße genug, über unsere Ehe nachzudenken."

„Unsere Ehe unterscheidet sich in nichts von der unserer Standesgenossen."

„So! Nun dann wünschte ich unter meinem Stande verheiratet zu sein", sagte sie fühlen Tones, gleichtam jedes Wort unterstreichend.

„Ah! Darauf also soll's hinaus, Sie wünschen die Scheidung, um sich „unter Ihrem Stande", wahrscheinlich mit diesem hergelaufenen Menschen zu verheiraten. Und Sie haben die Kühnheit, mir das zu sagen!"

„Sie ereifern sich ganz ohne Grund. Daran habe ich nie gedacht, ebensowenig wie Doktor Rosenau, der wahrscheinlich selbst am meisten verwundert wäre über eine derartige Idee. Ich will einfach meine Freiheit wieder."

„Einfach nennen Sie das! Und den Skandal, den unsere Ehescheidung hervorrufen würde, rechnen Sie für nichts? Darein werde ich niemals willigen."

„Sie werden müssen, mein Freund."

„Oh! Wer will mich zwingen?"

„Ich. Es gibt massenhaft Beweise dafür, daß Sie die Ehe gebrochen haben. Jedes Tribunal wird daraufhin, wenn ich es verlange, die Trennung unserer Ehe aussprechen."

Die Gräfin sprach ganz ruhig, so, als wäre das die Angelegenheit einer dritten Person, die sie eigentlich gar nichts angehe.

Er jedoch konnte seine Bestürzung kaum verbergen.

„Ja, was fällt Dir denn nur so plötzlich ein?" stammelte er. „Bisher hast Du Dich nie beklagt."

Jetzt gebrauchte er im Schrecken das vertrauliche Du.

Natürlich nicht. Sternen sind mir gräßlich, und dann, die Sache war nun, offen gestanden, gleichgültig."

„Und jetzt auf einmal willst Du Dich rächen für meine Anschuldigungen von vorhin, ich verstehe."

„Nein, Rache ist das nicht. Nur das Gefühl, daß ich nach der tödlichen Beleidigung, die Sie mir angetan, nicht länger Ihren Namen tragen will."

„Aber"

„Bitte, lassen Sie mich ausreden. Sie haben bereits kurze Zeit, nachdem unsere Ehe geschlossen wurde, Ihre Junggesellengewohnheiten wieder angenommen. Sie hatten sich Maitressen —"

„Ich beschwöre Dich —"

„Ich bin gleich zu Ende. Das hat mich bisher kalt gelassen, ich weiß, daß es vielen Frauen in unseren Kreisen so geht, und fand mich ohne viel Kopfzerbrechen in mein Schicksal. Jetzt aber sind mir die Augen endlich aufgegangen, und da Sie nun plötzlich daherkommen und mich auf die Einstimmungen irgendeines Verheuraters hin wie eine Dirne behandeln, jetzt ist das Maß voll, und ich verlange meine Freiheit zurück."

Er sah finster vor sich hin und zerrte dabei nervös an den langen Schnurrbartenden.

„Du willst also den Skandal, willst unseren alten Namen in den Kot gezerrt sehen?"

„Nein, das liegt nur in Ihrer Hand. Wir können uns im gegenseitigen Einvernehmen ohne viel Aufsehen trennen."

Er lachte kurz auf.

„Du täuschest Dich, zwei solche Namen wie unsere in solcher Affäre, das ist Kaviar fürs Volk."

„Man wird schnell genug daran vergessen. Besonders wenn wir dann dem Klatsch aus dem Wege gehen und die Stadt verlassen."

Er sah sie scharf an.

„Sieh einmal, Du scheinst Dir ja alles schon prächtig zurechtgelegt zu haben, warst also doch nicht so unvorbereitet, wie ich glaubte, sondern nahmst nur die passende Gelegenheit beim Schopfe."

Die Gräfin verlieh jetzt ihren Platz und lehnte sich an den Kaminmantel. Das Licht fiel voll auf ihr schönes, kaltes Gesicht.

„Es wird nachgerade ermüdend, Ihre ungerechten Verdächtigungen zurückzuweisen", sagte sie fühl, „darum hatte ich es für das Beste, wenn wir unser unerquickliches Gespräch je eher beenden. Meinen Entschluß, der unerschütterlich feststeht, kennen Sie jetzt."

Nie war sie dem Manne so schön und begehrenswert erschienen, wie in diesem Augenblick. War er denn in der letzten Zeit mit Blindheit geschlagen gewesen, daß er dieses prachtvolle rassige Geschöpf vernachlässigte? Dieser Gedanke und auch, daß sie sich so leicht, ohne einen Schatten des Bedauerns von ihm trennte, brachte ihn vollends in Wut, noch war er ihr Gatte.

„Und mein Entschluß auch, ich willige nie in die Scheidung", sagte er. „Wir werden ja sehen."

„Freilich, Du brauchst Deine Freiheit ja, um Deinen haushälterischen Hausfreund heiraten zu können", höhnte er jetzt, seiner Sinne nicht mächtig.

Die Gräfin zuckte zusammen, und als ob ein plötzlicher Lichtstrahl sie blende, bedeckte sie einen Moment die Augen mit der schlanken Hand.

„Wer weiß", murmelte sie dabei.

„Niemals, hörst Du, niemals", schrie er jetzt, auf sie zustürzend und ihr Handgelenk mit einem harten Griff umspannend, „eher schieße ich Euch beide nieder."

Mit einer einzigen schnellen Bewegung hatte sich die Frau freigemacht und im nächsten Augenblick auf den Taster der elektrischen Glocke gedrückt. In den folgenden Sekunden standen sich beide schweigend, schwer atmend gegenüber, und ihre Blicke trafen aneinander wie die Degenspitzen zweier Fechter.

Jetzt trat die Kammerfrau ein.

„Gräfliche Gnaden befehlen?"

„Ich fahre aus. Bereiten Sie alles vor zum Umkleiden und bestellen Sie den Wagen."

Die Gräfin hatte in ruhigem Tone gesprochen, aber ihr Gesicht bedeckte jetzt eine erschreckende Blässe, als sie hochaufgerichtet an ihrem Gemahl vorbei in ihr Ankleidezimmer schritt.

34. Kapitel.

Marie Rosenau saß, den Kopf in die Hand gestützt, in trübes Sinnen versunken in ihrem Privatzimmer. Trotzdem gerade jetzt in der Saison viel zu tun war, stützte sie sich unstützig zu arbeiten und ließ ihre „Erste" nach eigenen Gutdünken schalten und walten.

Alles schien ihr so gleichgültig neben der einen großen Sorge, die ihre Seele immer mehr erfüllte, je näher der Tag der Schlußverhandlung rückte. Ununterbrochen hatten sie und ihr Schwager gesucht, das rätselhafte Dunkel, welches das in der Königsgasse verübte Verbrechen umgab, zu lüften — vergebens. Was vermochten sie mit ihren schwachen Kräften, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihnen zu Hilfe kam? Und so sah Marie, machtlos, zu heißen, den Tag herannahen, welcher den Geliebten, für dessen Unschuld sie die Hand ins Feuer gelegt hätte, unschuldig verurteilen mußte — das brachte das Mädchen der Verzweiflung nahe.

Jetzt trat ellsertig Fräulein Margit ein, ihr Köpfchen war augenscheinlich kürzlich gewaschen worden.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe. Baronin Palaisho ist zur Probe da."

„Nun und?"

„Möchten Sie nicht hinüberkommen? Sie sieht es nicht gern, wenn ich allein die Probe vornehme."

Dem klugen schlauen Fräulein gefiel die Prinzipalin, die sie heimlich verehrte, seit einiger Zeit nicht. Sie hätte sie gern so viel als möglich ihren launigen Grübeleien, deren Grund sie nicht erraten konnte, soviel sie sich auch darüber den Kopf zerbrach, entrissen.

Das sollte ihr aber nicht gelingen.

„Ach, bitte, gebrauchen Sie doch irgendeine Ausrede, ich kann jetzt nicht kommen."

„Sie fühlen sich nicht wohl?" fragte Margit, sie besorgt ansehend. Sie schien allerdings leidend mit dem von schlaflosen Nächten zeugenden blassen Gesicht und den mit dunklen Rändern umgebenen Augen.

„Nein, meine Liebe, mir fehlt nichts Besonderes", antwortete Marie, sich zu einem Lächeln zwingend, „aber diese Dame ist sehr ermüdend, und ich fühle mich außerstande, ihre endlosen Reden mitanzuhören."

„Das ist wahr, sie redet das Blaue vom Himmel herunter. So werde ich halt in Gottesnamen allein probieren."

„Tun Sie das und beeilen Sie sich ein bißchen, damit sie nicht ungeduldig wird."

Wieder war Marie allein, aber auch diesmal wurde sie bald wieder gestört. Diesmal steckte ein kleines Lehrmädchen den mit krausen Pudellöckchen bedeckten Kopf zur Türspalte herein.

„Was gibt's denn schon wieder?"

„Fräulein Margit läßt sagen, Fräulein möchten hinüberkommen, es sind Kunden da, und sie probiert gerade und kann nicht abkommen."

„Wer ist denn da?"

„Die Damen vom Professor Gerlach."

Marie zögerte nur noch einen Augenblick.

Die Professorin durfte sie nicht warten lassen. Sie war eine der besten Kunden, und dann, um Heinrichs willen.

„Bitten Sie um einen Augenblick Geduld, ich komme gleich nach."

Sie warf einen Blick in den Spiegel und fuhr mit der Bürste über das Haar, dann setzte sie einen weißen Leinenkragen über ihr schwarzes Kleid. Es war ihr Prinzip, stets in einfacher, aber tadelloser Toilette vor den Kunden zu erscheinen.

Drüben saßen Lucie und ihre Mama auf mit rotem Sammet bezogenen Fauteuils. Die Professorin, die wie gewöhnlich ziemlich überladen gekleidet war, blätterte mit den von Brillantringen funkelnden Händen in den Modejournalen.

Lucie, noch blässer als sonst aussehend, blickte zerstreut aus dem Fenster.

Bei Mariens Eintritt wendete sich das Mädchen hastig um, und ein leichter rosiger Schein flog über ihre Wangen, aber sie sagte nichts, sondern grüßte nur freundlich.

Womit kann ich den Damen dienen?" fragte Marie, nachdem sie sich entschuldigt hatte wegen des Wartenlassens.

„Wir brauchen vor allem neue Straßentoiletten, liebes Fräulein. Nicht wahr, Lucie?"

„Ja, Mama."

„Und dann für Dich eine Theaterbluse?"

„Ja, Mama."

„Sehr wohl. Für die Toiletten werde ich gleich Muster vorlegen. Soll die Bluse aus Seide sein?"

„Was glauben Sie?"

„Ich denke mit Etrik-Zwischenpitzen über weißer Seide sehr schön."

„Das ist eine gute Idee, was, Lucie?"

„Ja, Mama."

„Aber so hör doch endlich auf mit Deinem ewigen „Ja, Mama". Was hast Du denn nur schon wieder, Du hörst ja gar nicht zu, wenn man mit Dir spricht."

In diesem Augenblick hat die „Aristokratenpest", deren Anprobe beendet war, in den Salon und unterbrach die Strafpredigt der zürnenden Mama. Während die Baronin ihre Handschuhe zuknöpfte, begrüßte sie huldvollst die Professorin, welche sie vom Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen her kannte.

„Was ich Sie fragen wollte, meine Liebe: war nicht in den letzten Tagen der Prozeß gegen dieses geschminkte Subjekt, den Schmiser, der Sie überfiel?" fragte sie dann, sich ebenfalls setzend. Die Professorin war zwar eine gewöhnliche Frau, aber ihre Diners und Soupers sollten außergewöhnlich gut sein, solche Leute waren nicht zu vernachlässigen.

Frau Gerlach fühlte sich sehr geschmeichelt.

„Gewiß, vor ein paar Tagen war die Verhandlung", antwortete sie wichtig.

„Nicht wahr! Ich erinnere mich, eine Notiz darüber gelesen zu haben. Wie war denn das Urteil?"

„Zehn Monate Kerker."

„Bloß? Wie ist das möglich?"

„Das sagt jeder. Auf die Geschworenengerichte ist eben kein Verlaß mehr. Zehn Monate, nachdem er mich am Leben schwer bedroht und Doktor Rosenau geschändet verletzt hat, es ist ein Skandal!"

„Richtig, das bringt mich auf etwas. Sind Sie mit diesem Doktor Rosenau verwandt, liebes Fräulein?" fragte sie jetzt, sich an Marie wendend.

„Er ist mein Bruder!" antwortete die Angeredete kurz.

„Wirklich? Das ist aber interessant. Da können Sie uns ja vielleicht auch sagen, ob das derselbe Doktor Rosenau ist, der die Gräfin Szentesretzky behandelt?"

„Ich bedauere, Ihnen nicht dienen zu können, Frau Baronin."

„Aber ich. Die Professorin begann schon ungeduldig zu werden, daß man sich so wenig mit ihr beschäftigte. Zudem weiß ich durch meinen Mann, der ihn als seinen Vertreter dort einführte, daß es derselbe ist."

„Also doch. Und Ihr Gemahl hat ihn dort eingeführt, sagen Sie, Liebste? Das ist unbegreiflich."

Sie tuchte in ihr Taschentuch.

Marie und die Protestorin waren jetzt plötzlich zu sehr von der Wendung, die das Gespräch genommen hatte, interessiert, um besonders auf Lucie zu achten, sonst würden sie sich über das Mädchen gewundert haben. Eine helle Röte lag jetzt plötzlich auf ihren Wangen, und ihre Augen hingen voll brennender Neugier an der dicken Frau.

„Sie sprechen in Rätseln, Frau Baronin, ich verstehe nicht recht", meinte jetzt die Professorin.

Die „Aristokratenpest" aber war jetzt in ihrem Element.

„Ja, in welcher Welt leben Sie denn, meine Liebe, daß Sie die größte Sensation der Woche nicht kennen?"

„Ich verschwöre Sie, das erste Wort, das ich davon höre." Die Professorin war unterlich tief beschämt über ihre Unwissenheit.

„Unglaublich. Sie wissen also nicht, daß sich die Gräfin von ihrem Mann scheidet, ich habe es aus sicherer Quelle."

Diese Quelle war einer der gräflichen Diener, welcher zufällig ein paar der lauten Worte des Grafen in einem der Nebenzimmer aufgefangen hatte. Wieso sie in Beziehungen zu demselben, sowie zu vielen anderen dienstbaren Geistern hocharistokratischer Häuser stand und dadurch die intimsten Dinge erfuhr, sagte die Baronin natürlich nicht.

Das war gesellschaftsgeheimnis, welches ihre ihre gesicherte Stellung in der Gesellschaft sicherte.

„Ist es möglich, sie scheidet sich!"

„Wer hätte das gedacht, ein so schönes, vornehmes Paar, was mag dahinter stecken?" fragte jetzt die Professorin, neugierig näher rückend.

(Fortsetzung folgt.)

Wollen Sie Ihre Kinder

gerüstet in den Winter eintreten lassen, so geben Sie

Riquets Lecithin-Eiweiss-Kakao. Das Resultat **muss sein:** Geschmack, Bekömmlichkeit, Nährwert und Ausgiebigkeit (also Billigkeit) **drängen dazu,** R. L. E. K. im Haushalt **täglich** zu verwenden. 1/2 Ko.-Paket Mk. **2.80,** 1/4 Ko. Mk. **1.40,** 1/8 Ko. Mk. **0.70.**

Ein **Nahrungsmittel** und zugleich ein **Labsal ohne Gleichen, allezeit** und **überall leicht zu geniessen,** ist **Riquets Lecithin-Eiweiss-Schokolade;** sie ist laut **ärztlichen Gutachtens** ein **unerreichtes Hilfsmittel** für Stärkungsbedürftige; **ein Täfelchen von 5 Gramm** (für 2 1/2 Pfennig) enthält **soviel Eiweiss** wie das zu einer **grossen Tasse** notwendige Quantum **Kakaopulver.** Kartons mit 20 Täfelchen 50 Pfg., mit 10 Täfelchen 30 Pfg., Tafeln zu 50 und 25 Pfg. zu haben in **Halle a. S.** bei: **Aug. Apelt, Alfred Apelt, Ludwig Barth, Arthur Bach, Wilh. Franke, Ernst Friedel, Alb. Grimm, Carl Gustel, Julius Herbst, Julius Hottmann, Wilh. Koeder,** Hirschapotheke Dr. **Heinrici, Paul Immermann, Ernst Jentzsch, Julius Kegel, Gebr. Kirchheisen, Paul Kegel, Bernh. Lailach, C. Matthes Wwe., Marie Paschke, Franz Rudloff, G. Rühlmann, Th. Stade, Carl Sauer, Gustav Schurig, Osw. Weise.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19051105042/fragment/page=0002